Der durch Beifallsstürme verwöhnte Sänger, Schauspieler oder Redner wird verstimmt, wenn sie einmal ausbleiben.

Daher zeigt sich in den Veranstaltungen, die dem Genußleben dienen, das Bestreben, die Lust durch Abwechslung auf der Höhe zu halten oder zu steigern. Da die Genußmenge durch die Fähigkeit, zu genießen begrenzt wird, so sagt man, jemand sei um so glücklicher, je mehr Bedürfnisse und je mehr Mittel zu deren Befriedigung er habe.

Das Gegenteil ist wahr. Im Grunde genommen ist der Bedürfnislosete der Glücklichste. Glücklicher dünkt mir, der keinen Durst verspürt, als der, welcher großen Durst hat, ein Glas nach dem anderen hinunterstürzt und den Durst doch nicht löschen kann.

Noch drei Sprüche des oben genannten Weisen: „Willst du reich werden, so mußt du nicht dein Geld vermehren, sondern deine Begierden vermindern", „Das Gold sättigt die Habsucht nicht, es reizt sie", „Der genießt den Reichtum am meisten, der seiner am wenigsten bedarf".

Die Lampe des Heiligtums.

(Schluß.)

Die Lampe wird ausgelöscht und wieder angezündet.

Die Schmuggler suchten sich auf schlaue Weise mit Pierrot bekannt zu machen. Sie zeigten große Teilnahme für ihn und die Seinigen, sprachen ihr Bedauern darüber aus, daß er den ganzen Tag für einen so geringen Lohn so schwere Arbeit tun müsse, und deuteten ihm an, er könne durch Handelsunternehmungen in kurzer Zeit viel mehr verdienen. Pierrot hörte anfangs gleichgültig, dann neugierig, zuletzt aufmerksam und gespannt ihre kolonden Andeutungen an. Endlich sprachen sie sich deutlicher aus, und Pierrot erschrak. Aber das hatten sie vorhergesehen; nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen etwas erholt hatte, fingen sie an, seine Bedenklichkeiten zu bestätigen. Sie seien französische Untertanen, sagten sie, folglich an die spanischen Gesetze, durch welche es verboten sei, Waren über die Grenze zu bringen, nicht gebunden; ihr Geschäft sei also nichts Unerlaubtes, sondern nur eine Handelsspekulation, bei der sie freilich riskieren müßten, daß ihre Waren weggenommen würden; es sei gerade so gefährlich, aber auch gerade so erlaubt, als wenn Jemand im Kriege ein kühnes Unternehmen wage oder zur Winterzeit ein Schiff über das stürmische Meer sende.

Pierrot ließ sich endlich bereden, ein Mal mitzugehen, und sie sorgten dafür, daß diese erste Expedition eine ganz gefahrlose, leichte und angenehme war; als seinen Anteil am Gewinne erhielt er jenen ersten Beutel voll Geld. Er fühlte sich freilich im Gewissen beunruhigt, aber die Geldgier schlug nun Wurzeln in seinem Herzen, und seine schlauen Verführer hatten ihn schon so umgarnt, daß er sich nicht mehr von ihnen losmachen konnte. — Das ist die Geschichte manches guten aber schwachen Herzens, wenn es ein Mal auf die Lockungen eines Verführers gehört hat; gerade die Gutmütigkeit ist der geübten Schlauheit und der kühnen Bosheit am wenigsten gewachsen. Nach dem ersten Falle ist die Kraft eines solchen Menschen gebrochen und er läßt sich nun willenlos von seinem Verführer leiten.

Nach dem oben erzählten Gange Pierrots zu dem Heiligtume auf dem Marienberge beschlossen seine Genossen, da sie befürchteten, er möge sich von ihnen losmachen und sie verraten, ihn noch tiefer in ihr verbrecherisches Treiben zu verwickeln. Als es ihnen gelungen war, ihn noch ein Mal zur Teilnahme zu bereden, nahmen sie ihn zu einer verwegenen Expedition mit, welche, wie sie vorhergesehen hatten, einen Kampf mit der Grenzwache zur Folge hatte; es wurden mehrere Schüsse abgefeuert, einige verwundet und die Wache überwältigt. Einige Tage nachher wurden in allen benachbarten Dörfern Plakate angeschlagen, worin denjenigen, der die Schuldigen anzeige, eine Belohnung und dem Mitschuldigen, der sie verrate, Straflosigkeit zugesichert wurde. Die Schmuggler zeigten Pierrot diese Plakate und drohten ihm, wenn er nicht nach ihren Wünschen handele, würden sie ihn über die Grenze bringen und den spanischen Behörden ausliefern.

Es wurde ihm bei den fremden Männern immer unangenehmer zu Mute. Das merkten sie, und da sie erkannten, daß sie auf die Dauer sich nicht auf ihn verlassen, und er vielleicht ihr Verräter werden könnte, beschlossen sie, der Gegend den Rücken zu wenden. Nur noch einen Gewaltstreich wollten sie unter seiner Mithülfe ausführen und dann sich aus dem Staube machen. Doch was sie tun wollten, hielten sie vor Pierrot bis zur verabredeten Nacht und Stunde geheim. Sie hatten nämlich den ruchlosen Plan gefaßt, nächtlicherweile die Wallfahrtskapelle Marienberg auszuplündern.

Die verhängnisvolle Nacht war angebrochen. Als die Räuber an das kattelegische Werk gingen, entsetzte sich Pierrot, und weigerte sich, mitzutun. Da drohten sie ihn mit dem Tode. In der Hoffnung, ihrer dann auf immer los zu werden, leisteten sie ihnen zuletzt seine Dienste. Die silbernen Schmuckgegenstände der Kapelle, Kreuze und Leuchter, wurden in Säcke getan und auf den Rücken von zwei Mauleseln geladen, die vor der Türe standen und die gestohlenen Sachen über das Gebirge schaffen sollten. Wenn Pierrot erst gedacht hätte, daß zur selben Stunde sein liebes Töchterchen Maria auf dem Wege sich befinde und hinterher die arme Mutter! Es war nämlich heute der sechste Jahrestag des Gelöbnisses. Mutter und Kind hatten bis spät am Abend auf den Vater gewartet und gehofft, er würde mit ihnen zur Kapelle gehen und vielleicht in der Erinnerung an jene Stunde unter der ewigen Lampe auf bessere Gedanken kommen. Doch da der Vater ganz ausblieb, so machten sich die Beiden in der Nacht allein auf den Weg zur Wallfahrtskirche. Es war ja der letzte Tag des Gelübdes; morgen sollte Maria sein weißes Kleid mit einem rauheren farbigen vertauschen und von nun an der Mutter bei den Feld- und Gartenarbeiten helfen.

Unterdessen wollten die Räuber zuletzt auch über die silberne Lampe sich hermachen. Pierrot sollte sie herunternehmen. Er wollte nicht daran. Er wendete ein, daß unter dem Scheine dieser Lampe sein einziges Kind wunderbar die Gesundheit erlangt. Die Räuber lachten über sein Bedenken und drohten ihm sogar, daß sie sein Kind ermorden würden, wenn er ihnen nicht zu Willen wäre. Der unglückliche Vater gab nach. Es schauderte ihn selber vor seinem verbrecherischen Undank gegen Gott und Maria. Darum wollte er vorerst das Licht auslöschen, um seine böse Tat vor seinen eigenen Augen gleichsam zu verbergen. In dem nämlichen Augenblicke aber, wo er das Licht auslöschte, ertönte durch die stille Nacht ein gräßlicher Schrei. Es war, als wenn Jemand in plötzlicher Todesgefahr um Hilfe rief.

Dann war es wieder still. Die Räuber und Pierrot zitterten. Sie fürchteten das Nahen des Geistlichen oder des Küsters und liefen davon.

Pierrot eilte der Heimat zu. Als er eine gute Strecke Weges gegangen war, traf er plötzlich auf dem Fußpfade seine Frau Anneke. Sie stand wie eine Bildsäule am Wege und starrte in den Abgrund hinab. „Wie kommst du hierher und wo willst du hin?" fragte er bestürzt. „Da unten Mann," stöhnte sie, „liegt unsere Maria," dann schaute sie wieder mit verwirrten Blicken in den Abgrund. Pierrot jammerte und eilte auf Umwegen zur Tiefe hinab. Hier lag sein einziges Kind auf weichen, grünen Moose, nicht im Geringsten entstellt, aber — eine Leiche. Er trug es hinauf und legte den Leichnam zu den Füßen der Mutter. Erst jetzt konnte diese ihm nähere Auskunft geben. Sie klagte, daß sie hauptsächlich seinetwegen erst in der Nacht der Kapelle zugewendet seien, weil sie seine Heimkehr vergebens erwarteten. Sie wollten den letzten Jahrestag des Gelöbnisses feiern. Auf dem Wege hatten sie plötzlich das ewige Licht nicht mehr gesehen, und Maria, die vorausgegangen sei, habe dann geglaubt, es sei Zeit, sich nach Rechts zu wenden. In diesem Augenblicke habe sie einen Fehltritt getan, einen Schrei ausgestoßen und sei in die Tiefe hinabgestürzt.

Dem Vater fielen diese Worte schwer aufs Gewissen. Er konnte nicht anders, er mußte seinem Weibe alles sagen, wie er selber zum Mörder an seinem armen Kinde geworden. Dabei weinte und jammerte er, daß es einen Stein hätte erweichen können. Seine Frau weinte mit ihm, tröstete ihn dann aber auch wieder als starkmütige Mutter zu beruhigen. Ehe noch die Sonne über die Berge stieg und in das Tal hinabschaute, wo das Gräßliche sich zugetragen, kniete Pierrot schon zu den Füßen des Priesters in der Marienkapelle, seine Schuld zu bekennen. Das Walten der göttlichen Vorsehung war unverkennbar. Gott hatte das Opfer und das Gebet des unschuldigen Kindes angenommen. Seine zwei Bitten waren ihm gewährt worden. Sie durfte ihre weißen Kleider bis zum Tode behalten und der Vater wurde durch ihren Tod bekehrt.

In der ganzen Gegend brachte der Todesfall Trauer und Bestürzung hervor. Alles eilte herbei. Alles wollte noch einmal das fromme, unschuldige Kind sehen. Maria lag aufgebahrt in der Gnadenkapelle, gerade unter der Lampe des ewigen Lichtes, dem Plätzchen, wo sie im Leben so oft gekniet. Sie war angetan mit ihrem weißen Kleide: das Blumenkränzlein, welches sie in der verhängnisvollen Nacht der Muttergottes bereiten wollte, lag auf ihrem Haupte. Die Kinder des Dorfes schmückten mit rührendem Eifer ihr Grab und noch jahrelang redete man von der unschuldigen kleinen Maria.

Güldene Brockensammlung.

Manchmal möcht ich selber lachen — Ueber all das Versemachen — Um die Herzen warm zu halten — Daß sie nicht zu früh erkalten — Eh' die Bröcklein aller Frommen — An die Oberfläch' gekommen — Denn, wenn's Lockpfeiflein erklingt — Schnell es in Bewegung bringt — Manche Brosche, Ring und Kette — Die noch still in ihrem Bette — Ruh'n und liegen ungestört — Aufgeschreckt, wie bange Häschen — Eilen sie, bis sie im Väschen — Das in ihrer treuen Art — Uns Salesia verwahrt — Ihren Unterschlupf gefunden — Und dort ihren Wunsch bekunden — Statt als Zierat in der Welt — Schmuck zu sein fürs heil'ge Zelt — Das fürs größte der Mirakel — Ward erbaut im Tobernakel — Lächelnd sie sich dann erzählen — Wie sie einst sich mußten quälen — Und sich stellen recht zur Schau — Bei dem Fräulein, bei der Frau — Hier die kleine, goldne Kette — Einst gewann die große Wette — Die man lief um einen Mann — Dort das Ringlein zart und fein — Ward einst einem Fräulein — An das Fingerlein getan — Mit ihm brach der Glückstag an — Und das goldne Uehrchen sprach: — Ei, das war ein schöner Tag — Als zum ersten Mal beim Feste — Ich geschmückt des Jünglings Weste — Und das Kreuzchen still bescheiden — Dran sich will mein Auge weiden — Spricht: in Freud- und Leidenstagen — Hat mich eine Maid getragen — Und manch frommem Mütterlein — Sollt der einz'ge Schmuck ich sein — Und dann sagen alle, alle — Wie es jedem nun gefalle — Daß nicht mehr im Weltentand — Sondern würden jetzt verwandt — Für das höchste, schönste Gut — Daß in ihrem Golde ruht — Drum, ihr Bröcklein, laßt euch grüßen — Kommt mit euren flinken Füßen — Uns're Sammlung zu vermehren — Und den Herrn der Welt zu ehren.

Aus Kaiserau 26 Mark.

Aus Köln: Frl. S. 2 silberne Becher, 6 silbernes Löffelchen, 1 silberner Löffel und Gabel — Ungenannt 1 Mark. — Frl. S. 3 Mark. — Frl. B ein goldener Ring, silbernes Kreuz und Medaille.

Marienhospital in Köln: 17 goldene Ringe, Kreuzchen 2c.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß: 2 Uhrketten, 3 Ringe, 1 Kleinigkeit. — Ungenannt von Neuß 1 silberner Spazierstockgriff. — Ungenannt von Neuß 2 silberne Uhrketten, 2 Ringe, 3 Vorstecknadeln, 1 silbernes Taschenmesser, 12 verschiedene Medaillen und einige Kleinigkeiten.

Ungenannt 2 Silberstücke, 4 Ehrenzeichen.

Ungenannt von Kaarst: Für Heidenkinder auf die Namen Joseph, Maria und Karl 63 Mark.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.

(Autorisé par la censure de la 4te zône.)

Nr. 35. Sonntag, 31. August. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 31. August: Paulinus.
Montag, 1. Sept.: Aegidius.
Dienstag, 2. Sept.: Justus.
Mittwoch, 3. Sept.: Manfuetus.
Donnerstag, 4. Sept.: Rosalia.
Freitag, 5. Sept.: Laurentius.
Samstag, 6. Sept.: Magnus.

Sonntagslesung.

Danke Gott für seine Gnade.

Es ist ein Gesetz der göttlichen Haushaltung: wer für die Gnade Gottes würdig zu danken weiß, der empfängt immer wieder eine neue Gnade. Wie wenig denken wir daran! Wir sind immer am bitten, aber herzlich zu danken für alle die vielen Gnaden, die Gott uns täglich schenkt, vergessen wir zu leicht.

Sei also dankbar auch für das geringste Gut, und der Dank für das geringste wird dich würdig machen, Größeres zu empfangen. Laß dir die geringste Gabe so lieb sein, als wäre sie die höchste und was andere nicht achten, das sei dir als eine besondere Gabe besonders wert. Anstatt wie andere über Leiden, Krankheiten und Schmerzen übermäßig zu klagen und unwillig zu murren: Womit habe ich das verdient, betrachte du das alles als einen Gruß von Gott, der viel Schönes in sich schließt: Mahnung zur Buße, Gelegenheit, Geduld zu üben, Sündenstrafen abzubüßen, an Jesu Leiden teilzunehmen, die Gottesliebe zu erproben, sich Verdienst für den Himmel zu sammeln etc.

Alles, was Gott aber uns kommen läßt, gereicht uns zum Segen, wenn wir es willig mit Geduld und Ergebenheit von seiner Hand annehmen.

Wer die Gnade Gottes bewahren und auf die Dauer behalten will, der sei dankbar, wenn sie ihn besucht, geduldig, wenn sie sich zurückzieht, eifrig im Gebete, daß sie wiederkommt, demütig und vorsichtig, daß sie nicht wieder von ihm weicht.

Thomas von Kempen II. 10.

Angesehn des Gebers Würde
Scheint geringe keine Gabe:
Niemals scheint das unansehnlich,
Was vom höchsten Gott ich habe.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samaritan

gehört zu den schönsten und rührendsten des Evangeliums. Was Einfachheit der Erzählung und dramatische Lebendigkeit der Schilderung angeht, ist es so schön, daß es aufmerksame Ohren findet, wenn immer es vorgelesen wird. Der Gang von Jerusalem nach Jericho mit all den Nebenumständen, die sich an ihn knüpfen, rufen das lebhafteste Interesse hervor.

Der friedliche Wanderer scheint ein Jude gewesen zu sein, wenigstens spricht dafür sein Ausgangspunkt Jerusalem. Unterwegs fällt er Räubern in die Hände, „diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen." Der Weg von Jerusalem nach Jericho beträgt nur ungefähr 25 Kilometer, ist also nicht gerade weit, aber er führt durch eine menschenleere, steinige Wildnis, wo von jeher heulegierige Räuber ihre Schlupfwinkel hatten. Da lag nun der Arme im Sonnenbrand, und ob er um Hülfe rief, ihm antwortete in der öden Wildnis nur das Echo der eigenen Stimme.

Es blieb dem Zufall anheimgegeben, ob ein menschlicher Fuß sich ihm nahe, ehe er verschmachtet sein würde, er war allein der Vorsehung überlassen, die auch über den Verlassensten wacht. Da hört er einen menschlichen Schritt. Ein Priester kommt den nämlichen Weg. Das Wort Priester ruft von selbst den Gedanken von Mitleid, Opferfreudigkeit und Liebe wach. Denn wenn diese Eigenschaften bei einem Priester nicht zu finden sind, bei wem soll man sie dann erwarten? Die nahen Beziehungen zu Gott, seine Aufgabe, Gottes Barmherzigkeit und Liebe gegen die Menschen zu predigen, müssen doch in seinem eigenen Herzen eine warme Nächstenliebe entzünden.

Dazu kam dieser Priester wahrscheinlich vom Tempeldienst in Jerusalem, wo er die Woche gehabt, nach Hause, also eigentlich noch ganz erfüllt vom Opferdufte des Tempels. Noch klang in seinem Ohre der Ruf nach Erbarmen, den die Opfernden am hl. Orte in diesen verflossenen Tagen so oft erhoben. Wie sollte er nun hier sich nicht freuen, aus Liebe zu Gott mit einem persönlichen Opfer dem armen Verschmachtenden zu helfen!

Das Evangelium sagt ausdrücklich, „er sah ihn", also der ganz elende Zustand des Verdurstenden, dessen Wunden in der Sonne furchtbar schmerzten, kam ihm zum Bewußtsein. Aber dieser unglückselige Priester ließ es bei einem frostigen Blicke bewenden, dann trieb er sein Rößlein an und „ging vorüber".

Eine ernste Warnung für alle Priester, auch in unserer Zeit. Oder wie müßte es wohl heute einem Priester zu Mute sein, wenn er am Sonntag seiner Gemeinde dieses Evangelium vorliest, und es sagt ihm an dieser Stelle sein Gewissen, auch er sei eine mitleidlose Natur, gleichgültig gegen die ihm anvertrauten Kranken, hart und mitleidlos gegen die Armen, nur darauf bedacht, die Gaben, die der Tempeldienst ihm bringe, einzustreichen. Möchte doch mit diesen Strichen des Evangeliums nur jener eine jüdische Priester, nie aber ein katholischer Priester unserer Tage gezeichnet sein!

Noch ein anderer kommt des Weges, ein Levit, einer von denen, die zwar nicht als Priester, aber doch als deren Gehülfen sehr viel im Tempel beschäftigt waren. Der geht einen Schritt weiter wie der Priester, „er trat näher und sah den Verwundeten". Man erwartet sogleich, daß die Erzählung nun sofort berichtet, daß und wie er dem Verwundeten geholfen. Doch nicht? Wenn Menschen in der Nähe gewesen wären, hätte er vielleicht, wie auch der vorgenannte Priester, sich des Armen angenommen, um von den Zuschauern als braver Mann gepriesen zu werden, aber so haben sie, der Priester und der Levit, für ihre liebelose Handlungsweise einen Zeugen nicht zu fürchten und so machten sie sich, aus Bequemlichkeit und jede Beschwerde und jedes Opfer fürchtend, davon, wie heute manche, die mit ihrem dahinrasenden Auto einen Menschen überfahren haben und dann, ohne sich um ihr Opfer zu kümmern, unbekannt in einer Staubwolke weiterjagen.

Auch der Levit ist ein warnendes Beispiel. Lassen nicht auch zuweilen diejenigen, die man, wie diese Leviten, oft in der Kirche sieht, es an Nächstenliebe fehlen? Gibt es nicht unter diesen auch zuweilen welche, die mit ihren Klatschereien und Verleumdungen den armen Nächsten ausziehen, mit ihren Zungen ihn verwunden und dann, wenn sie ihn gehörig bei ihren Bekannten durchgehechelt haben, davon gehen, und ihn, beraubt an Ehre und gutem Namen, halbtot liegen lassen? — Und gibt es nicht andere, die all dieses ruhig anhören, und kein Wort zur Entschuldigung für den armen Nächsten haben, kein Wort zur Verteidigung, ihm die geraubte Ehre wiederzugeben?

Zuletzt kommt ein reisender Samaritan, einer von denen, die durch Rassenhaß und Religionsverschiedenheit von den Juden getrennt waren. Der wird sich doch gewiß nicht um den verwundeten Menschen, den er sofort als einen Juden erkennt, kümmern, vielmehr das Wort, das er schon hunderte Male aus

jüdischem Munde gehört, auch auf seinen Lippen haben: „Nur ein Hund, ich geh vorüber"? Aber nein, er ward „von Mitleid gerührt". Er kümmerte sich nicht um die gelehrten Auseinandersetzungen der Rabbiner, die das Gesetz der Liebe, das schon die Propheten ausgesprochen haben, als einen Ausfluß der Solidarität des einzelnen mit den Volksgenossen auffaßten, und also die Liebe auf die Juden unter sich beschränkten. Nein, der Samaritan befragt das Sittengesetz, das in seinem eigenen Herzen geschrieben steht, er fragt sich, ob er selbst wohl, wenn er, ermattet und verwundet, auf den Kieseln dieses Weges läge und es käme ein Jude vorüber, wünschen möchte, er helfe ihm. Die in der Menschennatur liegende Selbstliebe bejaht es und treibt ihn an, sich dem todkranken Juden als Nächster zu erweisen.

Hier haben wir das vor uns, was wir heute mit dem Namen „Humanität" bezeichnen, und die Humanitätsfreunde könnten sich fast rühmen und sagen: Seht ihr, was kein Priester und kein Levit tut, das tun wir, denn „alle Menschen werden Brüder".

Recht so, aber vergessen darf nicht werden, daß der göttliche Heiland durch seine Lehre, daß alle Menschen Kinder Gottes und wir alle darum Brüder sind, die durch seinen Tod am Kreuze auf das innigste mit Gott verbunden wurden, und daß es unsere Aufgabe ist, durch Gottes- und Nächstenliebe dorthin zu gelangen, wo Glaube und Hoffnung vergangen, die Liebe aber als das Glück des Himmels uns bleibt, nicht vergessen, sage ich, dürfen wir, daß der göttliche Heiland durch diese seine Lehre der Welt die „Humanität" geschenkt hat und sie aus dieser Lehre auch auf die Dauer ihre Nahrung zieht.

Die alte Welt vor Christus war eine Welt ohne Liebe und auch ohne wahre Humanität, es sei denn, daß man Humanität das nennt, wenn man durch Wohltun gegen andere seinen eigenen Ruhm und seine eigene Ehre sucht. Doch in einem höheren Sinne können wir noch eine Nutzanwendung aus dem Evangelium ziehen:

O Herr, du hast am Wege uns gefunden
Halbtot von Weh, das uns die Sünde schlug;
Du gossest Oel und Wein in unsre Wunden,
Zur Herbergsruh uns deine Liebe trug.
Laß diese Liebe unser Herz entzünden,
Du allerliebreichster Samaritan,
Daß, wenn den Nächsten wir im Elend finden.
Wir tun an ihm, was du an uns getan.

Die Leidenschaften.

II.

Am schädlichsten wirken die Leidenschaften auf den freien Willen des Menschen; sie rauben ihm zuweilen seine ganze Kraft und legen ihm das Joch einer wirklich tyrannischen Sklaverei auf. Auf einer hohen Alpe löst sich von der großen Schneemasse ein kleines Teilchen los. Vielleicht hat der kleine Fuß eines Vogels dasselbe in Bewegung gebracht. Jetzt ist es so groß wie eine geballte Faust, nach einigen Augenblicken schon wie der Kopf eines starken Mannes; es wächst zusehends mit jeder Sekunde, bis es zur großen Lawine geworden ist, die mit solch starker und gewaltiger Kraft sich hinabwälzt, daß sie Bäume entwurzelt und zerbricht, Menschen tötet und begräbt, ja selbst Häuser niederreißt und dem Erdboden gleichmacht. Das ist ein Bild von der Macht der Leidenschaft. Im Anfang scheint sie ganz klein und schwach, ja angenehm und ergötzend zu sein. Man achtet kaum auf dieselbe; so schmeichelt sie sich denn immer mehr in das Innere hinein, bemächtigt sich immer mehr des unbewachten Herzens, wird immer ungestümer und zudringlicher in ihren Forderungen, bis sie schließlich den Willen ganz unterjocht und der arme Mensch ihr gegenüber schwach wird, wie ein kleines Kind einem wild aufbäumenden Tiere gegenüber. Jetzt will er sich bessern; er schwört, ein anderes Leben anfangen zu wollen; doch in der nächsten Stunde erhebt die Leidenschaft ihr Haupt und schreit nach Befriedigung, und der Arme tut dasselbe, was er soeben unter Tränen verabscheut hatte. An ihm hat sich erfüllt das Wort der heiligen Schrift: „Folge nicht deinen Begierden und wende dich ab von deinem eigenen Willen. Wenn du deiner Seele ihre Lüste gewährst, macht sie dich zum Spott deiner Feinde" (Sir. 18, 30 f.). Wahr ist an ihm geworden der Spruch eines deutschen Dichters: „Zähme deine Leidenschaft! Bleibt sie dein Sklave nicht, So wird sie dein Tyrann".

Doch noch weiter geht das Verderben, das die Leidenschaften dem einzelnen Menschen zufügen können. Sie schaden ihm auch oft an seinen äußeren Gütern, z. B. an der Gesundheit, da sie nach und nach die Vollkraft und Frische seines Körpers zu Grunde richten und ihn manchen Krankheiten überantworten. Man braucht hier bloß den Zorn, den Geiz, die Unkeuschheit und Unmäßigkeit zu nennen, Leidenschaften, die nach dem Zeugnis der tüchtigsten Aerzte schon mehr Menschen getötet haben, als je in allen Kriegen durch das Schwert oder die Kugel gefallen sind. Die Leidenschaften schaden dem Menschen auch an seinem Vermögen und bezüglich seiner gesellschaftlichen Stellung. Sie wollen befriedigt sein, und das kostet Geld, oft viel Geld; sie nehmen gern den Menschen ganz in Anspruch, und das entzieht ihn seinen Berufspflichten; sie bieten ihm ihre Lust, und das verleidet ihm mehr und mehr seine Arbeiten, die ja nur Last und Mühe für ihn mit sich bringen. Sind nicht auf diese Weise viele Jünglinge, die sehr Tüchtiges hätten leisten können, für eine segensreiche Wirksamkeit unfähig geworden?; sind sie nicht für immer von einer glücklichen Lebensstellung, die sie leicht hätten erreichen können, ausgeschlossen geblieben und haben ein nutzloses und elendes Leben geführt? Ja, das Herz blutet zuweilen einem wahren Menschenfreunde, wenn er die Erfahrung macht, daß ein junger Mann, der bestimmt und fähig war, vorzügliches zu wirken, durch eine Leidenschaft auf Abwege kommt und aus dem Leben scheidet, nachdem er statt Segen nur Unheil und Fluch verbreitet hat.

Vor vielen Jahren ging ein italienischer Maler durch die Straßen seiner Vaterstadt, traurig und niedergeschlagen wegen seiner drückenden Vermögensverhältnisse. Da auf einmal bemerkte er einen kleinen Knaben von solch wundervoller Schönheit, daß er seines Kummers vergaß und ganz erstaunt auf das engelgleiche Antlitz blickte. „Dieses ansprechende Gesicht möchte ich für mein Atelier haben", sprach der Künstler bei sich selbst und bat dann den Knaben, mit ihm zu gehen, um sich malen zu lassen. Derselbe tat das gern und wunderte sich sehr, als er sah, wie ein anderer Knabe, sein zweites Ich, von der Leinwand des Künstlers herniederlächelte. Der Maler betrachtete später oft mit großer Freude das liebliche, unschuldvolle Angesicht; um keinen noch so hohen Preis wollte er sich von ihm trennen. Jahre gingen unterdessen dahin; manchmal hatte der Künstler bei sich gedacht, was wohl aus dem engelgleichen und hoffnungsvollen Knaben geworden sein möge. Eines Tages nun ging er wieder durch die freundlichen Straßen seiner Vaterstadt; da auf einmal sieht er einen jungen Mann, dessen Mienen so lasterhaft, so verkommen, so teuflisch aussahen, daß er unwillkürlich stehen blieb und sich denselben genauer betrachtete. Er dachte bei sich: „Dieses Gesicht möchte ich malen und es in meinem Zimmer neben dem herrlichen Bilde des unschuldigen Knaben aufhängen; es wäre ein zu sprechender Gegensatz, wie man ihn wohl selten finden dürfte." In diesem Augenblicke trat der verkommene Jüngling an ihn heran und bettelte um ein Almosen. „Bitte, kommen Sie mit mir auf mein Zimmer und lassen Sie mich Ihr Bild malen; ich will Sie gut dafür bezahlen", sprach der Maler. Der junge Mann ging mit und saß für eine Skizze. Als er einige Münzen erhalten und sich entfernen wollte, fiel sein Blick auf das Bild des herrlichen Knaben. Er blieb stehen, betrachtete es näher, wurde dann bleich und brach in einen Strom von Tränen aus. „Was ist Ihnen?" frug der Künstler. Es dauerte eine Weile, bis der Unglückliche zu Wort kommen konnte; dann zeigte er auf das Bild hin und sprach in gebrochenen, aus der Tiefe des Herzens kommenden Worten: „Das, werter Herr, ist mein eigenes Bild; vor zwanzig Jahren haben Sie mich auch gemalt. Ach, damals und jetzt! Damals war ich ein hoffnungsvolles Kind, jetzt aber bin ich ein ganz ruinierter Mensch. Damals war ich noch ein unschuldiger frommer Knabe, jetzt aber bin ich so verkommen, daß sich alle mit Abscheu von mir wegwenden." Auf die Frage, wie das gekommen, erzählte er dann, er sei unglücklicherweise früh mit einigen schlechten Kameraden bekannt geworden; diese hätten ihn verführt und verdorben; er sei dem Laster der Unkeuschheit verfallen und schließlich auch ein Dieb geworden. Entdeckt, habe er ins Gefängnis wandern müssen, sei aber nicht gebessert, sondern nur noch schlechter aus demselben zurückgekehrt. „Die Leidenschaft hat mich ruiniert", sprach er mit tiefem Ernst und verließ mit Tränen in den Augen das Arbeitszimmer des Künstlers.

„Die Leidenschaft hat mich ruiniert, hat mein Leben mit Kummer und Mühsal aller Art angefüllt, hat mich und die Meinigen unglücklich gemacht", so könnten unzählige Menschen von sich selbst sagen, wenn sie am Ende des Lebens, in der Nähe des Grabes einen Rückblick auf die Vergangenheit werfen wollten. „Die Leidenschaften haben mich ruiniert, haben mich von der Höhe des Glückes und der Blüte in die Tiefe der Sittenlosigkeit und des Elendes, haben mich in Unordnung und Wirren aller Art hineingestürzt", so könnte auch manches Volk seufzend ausrufen, wenn es auf seine Geschichte zurückblicken und ein Zeugnis der Wahrheit von sich ablegen wollte. Die Leidenschaften sind es ja, welche die guten Sitten, die ein Volk stark und lebenskräftig machen, immer mehr untergraben und die sittliche Fäulnis immer weiter verbreiten. Sie sind es, die ein Volk immer zügelloser, immer genußsüchtiger machen und dadurch selbst den zeitlichen Wohlstand nach und nach zu Grunde richten und die Not und Armut in immer größere Kreise tragen. Die Leidenschaften sind es, welche aus dem stillen Heiligtum der Familie die segenspendende Gottesfurcht und den goldenen, beglückenden Frieden verscheuchen und statt dessen die bösen Geister der Hölle in dieselbe rufen. Wehe aber einem Volke, wenn bei ihm die Familien ihre Weihe, ihre Heiligkeit und ihren Frieden verlieren. Die Leidenschaften endlich sind es, welche in einem Volke den Geist der Lüge und des Trugs erzeugen und die Gerechtigkeit

und die Religiosität, diese beiden Hauptpfeiler der menschlichen Gesellschaft, zum Wanken und zum Falle bringen. Viel Schmerz und Unheil kann ein blutiger Krieg für ein Volk im Gefolge haben; schreckliche Verheerungen kann unter uns eine ansteckende Krankheit anrichten, so manches teure Leben kann sie von unserer Seite wegreißen und damit viel Weh und manche Sorge uns aufladen. Doch verderblicher und unheilvoller als Krieg und Pest, als Mißwachs und Hungersnot, als Feuersbrunst und Wassernot sind für die Völker die moralischen und materiellen Verheerungen, welche die Leidenschaften in der Gesellschaft hervorrufen. Diese vor allem sind es, welche ein Volk seinem Verderben und Untergange entgegenführen.

Das Neußer Stadtmuseum.

Da wir in der Zeitung gelesen hatten, am Kirmessonntage würde das Neußer Museum nach den Kriegsjahren dem Publikum wieder geöffnet, so konnten wir bei einem Besuche in der Stadt dem Drange nicht widerstehen, auch zu dieser Kunsthalle die Schritte zu lenken, um so mehr, als uns seit vielen Jahren der Museumsdirektor ein lieber Freund ist, wir seinen Studiengang verfolgt, seine reichen Kenntnisse in der Geschichte, zumal in der Kunstgeschichte und die Akurateße und den Geschmack in allem, woran er seine ordnende Hand gelegt, bewundert haben.

Es war uns vor Jahren etwas befremdend, daß er sich mit der damals noch verhältnismäßig weniger bedeutungsvollen Stellung eines Museumsdirektors in Neuß es sich genügen lassen wollte. Der Grundstock für das Museum bildete ja allerdings die reiche Sammlung von Sels, die der Stadt großherzig geschenkt worden war, aber sonst war unseres Wissens unter der Sammlung römischer Altertümer im Obertor noch wenig vorhanden. Dr. Ewald aber kannte durch seine Studien die überaus reiche Geschichte der Stadt, von ihren Anfängen als römisches Legionslager, die Stadt der Quirinuskirche, eines der herrlichsten Baudenkmäler aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, die wechselvollen Geschicke, die der Stadt die Kriegsstürme unter Karl dem Kühnen im 15. und Alexander von Parma im 17. Jahrhundert gebracht, die Stadt mit ihrem industriellen und dem im berühmten Neußer Schützenfeste und Märkten pulsierenden Volksleben. Und das gerade reizte Ewald als kundigen Sammler und Forscher, auf diesem noch jungfräulichen Boden es mit einer neuen Kunststaat zu versuchen, aus der ihm ein reicher Ertrag gesichert schien und zugleich für die Entfaltung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und seines Organisationstalentes ein weiter Spielraum blieb.

Und was er da in der kurzen Zeit seines Wirkens — trotz der Kriegsjahre, die ihn 4 Jahre von seinem Werke fern gehalten, zusammengetragen und unter großen Gesichtspunkten geordnet hat, das findet in hohem Maße der Fremden Bewunderung und muß vor allem die Neußer Bürger mit dankbarem Stolze erfüllen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier auf Einzelnes einzugehen; was uns nur besonders bei diesem Besuche gefreut, ist dieses, daß jeder Neußer Besucher in allen Zweigen des häuslichen, künstlerischen, kriegerischen, wirtschaftlichen, politischen und bürgerlichen Lebens seine Heimat durch die Jahrhunderte hindurch verfolgen kann, so daß man in der Tat eine Schule der Heimatkunde vor sich hat, und so der Besuch nicht etwa bloß einen flüchtigen ästhetischen Genuß, sondern den ganzen Nutzen einer reiche Kenntnisse vermittelnden Bildungsstätte gewährt. Wie man aus den Scherben eines zerbrochenen Kruges dieses ganze Gefäß wieder zusammenstellen kann, so wird dem Besucher, wenn er an kundiger Führerseite die schönen Museumsräume durchwandert, aus den hier gesammelten Resten das Kunst- und Bildungsleben der Stadt von den frühesten Anfängen an in lehrreichen Bildern plastisch vor Augen gestellt.

Dabei bietet die Aufstellung selbst, die Anordnung und Gruppierung bei beabsichtigtem Meiden jeglicher Ueberladung einen solchen Ein- und seinen, vornehmen Ueberblick, daß allein schon das Dekorative einen ganz malerischen Eindruck macht.

Wenn wir darum der Stadt Neuß zu ihrem schönen Museum gratulieren, so möchten wir ihr noch mehr zu ihrem Museumsdirektor beglückwünschen. Nun aber hat auch die Bürgerschaft eine weitere schöne Aufgabe zu erfüllen.

Neuß hat viele reiche Leute. Mögen sie dem Museum und seinem Direktor nun auch durch Zuwendung reicher Geldmittel Mäcenate werden und ihn in dem Bestreben unterstützen, das Neußer Stadtmuseum zu einem solchen zu gestalten, daß es ein besonderer Ruhm ihrer Vaterstadt, des Neußer Kreises und der ganzen Rheinprovinz werde. Freie Bahn dem Tüchtigen, aber auch großherzige Unterstützung dem wackeren Gelehrten, der mit seinem Kunststreben vor allem der Heimat und dem Volksleben dienen möchte.

„Wer in der wirklichen Welt arbeiten kann und in der idealen leben, der hat das höchste errungen", sagt ein alter Spruch. Als Luxus darf die Kunst nicht betrachtet werden; in allem drücke sie sich aus, sie gehe über ins Leben, nur dann ist sie, was sie sein soll. Nicht etwa bloß die Salons der reichen Welt sollen die Gebilde der Kunst beherbergen und diese hier nur die Freude Weniger sein, sondern in den Kunsthallen soll auch das Volk, an Sonntagen und einem Tage in der Woche wenigstens, ohne immer wieder, wie beim Konzert, Kino oder Theater, den Beutel ziehen zu müssen, sich einen Genuß verschaffen können, der so viele Momente der Bildung, geistiger Erhebung und Veredelung in sich schließt.

Ist nun aber auch die Kunst eine Himmelsgabe, sie muß Gönner haben, sonst bettelt sie um Brot. — Nicht das Geld, sondern Religion, Arbeit, Kunst und Wissenschaft machen eine Stadt reich. Ideale machen reich, und wie ideal der Neußer Sinn gewesen, das steht zu ihrem Ruhme in der Quirinuskirche vor der ganzen Welt.

Klassiker-Illustration.

Das Alte stürzt. — Es ändert sich die Zeit — Und neues Leben blüht aus den Ruinen — Aus den vergilbten Tüllgardinen — Macht Tante Klärchen sich ein neues Sommerkleid.

Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher.

Der alte Seneca, ein berühmter Weltweiser in Rom, hat einmal den Ausspruch getan: „Nicht die Dinge und Verhältnisse an sich machten den Menschen glücklich oder unglücklich, sondern die Vorstellungen, die er sich von den Dingen und Verhältnissen mache." Eine Wahrheit, die auf der Hand liegt, aber im Leben zu unserem eigenen Unglück so oft vergessen wird.

Wohl oder Wehe ist nicht durch das, was wir ein Gut oder ein Uebel nennen, allein bestimmt, sondern auch durch die Vorstellung, was der Mensch für Freude, oder was er für Leid hält. Die Annehmlichkeit eines Gegenstandes hängt daher manchmal weniger von dessen wirklicher Beschaffenheit, als vielmehr von der wechselnden Beziehung ab, in der er zu den wechselnden persönlichen Bedürfnissen, Neigungen und Wünschen steht.

Darin liegt auch der tiefe Grund, daß die irdischen Dinge, Reichtum, Ehre und Genuß den Menschen nie befriedigen und glücklich machen können. Wir nennen einen Millionär reich, der aber dünkt sich arm, weil er nicht die zwei Millionen besitzt, die ein anderer Konkurrent hat. Früher dünkte der rote Adlerorden IV. Klasse als etwas hohes und Erstrebenswertes; wer ihn aber bekommen, der ward nicht glücklich, weil er dachte und grübelte, wann bekommst du den Kronenorden.

Nur so lange etwas neu ist, beglückt es, oder so lange es ein Gegenstand des Verlangens ist, meint man, es werde einen glücklich machen. Das Neue beglückt, weil ihm eine ungeschwächte Empfindsamkeit der Seele begegnet, weil die innere, noch unberührte Schicht der Empfindung für diesen Reiz noch empfänglich, noch jungfräulicher Boden ist. Das Alltägliche bewirkt keinen Reiz, weil der Sinn für dasselbe abgestumpft ist.

Welch eine Freude z. B. für eine eitle Frau, wenn ihr Mann ihr einen Brillantschmuck kauft. Hat sie ihn, so hat er bald seinen Reiz verloren, er liegt im Etui und findet sie beim nächsten Balle oder Feste eine andere Dame, die einen reicheren Brillantschmuck hat, als sie, wird ihr der ihrige geradezu zum Leid und zum Verdruß.

Eine Sache oder Handlung, die uns gestern befriedigte, stimmt uns heute gleichgültig und wird uns morgen vielleicht unangenehm sein. Mit welch leuchtenden Augen der Erwartung und des Staunens sehen die Fremden, die von weither zu dem Zwecke heraufgestiegen sind, auf dem Rigi dem Sonnenaufgang entgegen, die Wirte und Kellner des Gasthofes auf Rigikulm drehen dem schönen Schauspiel, das sie doch alle Tage genießen könnten, den Rücken, lieber wäre ihnen dichter Nebel, hätten sie dann doch auch selbst etwas länger schlafen können.

Das aus weiter Ferne wirkende, lange entbehrte und heiß ersehnte Vergnügen wird anders gemessen, sobald es genossen ist. Wie manche jubeln: „Es geht nach der schönen Schweiz", sind sie aber im Gasthof einquartiert, schlafen sie lange, sitzen lange bei der Table d'hôte, halten ein gutes Mittagsschläfchen, liegen im Liegestuhl, spielen Karten oder Klavier, sehen einmal nach dem Wetter, lassen Schweiz Schweiz sein, wissen aber hernach doch zu erzählen, wie wunderschön die Schweiz sei.

Böse Zungen behaupten, daß gefallsüchtige Damen sich über einen neuen Hut oder Schmuck nicht recht freuen könnten, wenn sie nicht das prickelnde Gefühl hätten, von guten Freundinnen beneidet zu werden. Und boshafte Leute behaupten sogar: eine eitle Dame höre lieber, wenn man sagt: sie wäre die Schönste im Saale, als sie wäre die Schönste in der ganzen Welt.

Der vollständig gesättigte Mensch verschmäht die feinsten Leckerbissen und der Feinschmecker tadelt sie, wenn deren Zubereitung nicht vollkommen geraten ist. Das Sprichwort bleibt immer wahr: „Hunger ist der beste Koch".

Wer täglich im Theater sitzt, lacht oder weint nicht mehr beim Lust- oder Trauerspiel. Der Totengräber zuckt nicht mehr mit der Wimper und doch sieht er alle Tage das größte Leid.